

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 85 (2014)
Heft: 6: Lebensqualität : ein Begriff wird vermessen und erhält Konturen

Artikel: Lebensqualität ist kein eindeutiger Begriff - aber man kann ihn mit Inhalt füllen : wie geht es mir? Wie geht es den anderen? Wie geht es der Zukunft?
Autor: Tremp, Urs
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-804053>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lebensqualität ist kein eindeutiger Begriff – aber man kann ihn mit Inhalt füllen

Wie geht es mir? Wie geht es den anderen? Wie geht es der Zukunft?

Wollen wir unsere Lebensqualität tatsächlich verbessern, müssen wir über gesellschaftliche Fragen nachdenken. Es gibt keine Lebensqualität ohne Gerechtigkeit, soziale Teilhabe und eine intakte Umwelt. Das macht Lebensqualität eminent politisch.

Von Urs Tremp

Der Auftrag war anspruchsvoll und reizvoll: Die Kommission «Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität» des deutschen Bundestages sollte neue Kriterien zur Wohlstandsmessung ausarbeiten. Das Bruttoinlandsprodukt (BIP) könne nicht länger als einziger und verbindlicher Indikator für Wohlstand und Wohlergehen der deutschen Bevölkerung dienen. Vielmehr sollten Faktoren wie Lebenserwartung, Bildung oder Umweltschutz bei der Ermittlung von Lebensqualität mitberücksichtigt werden.

Das war vor drei Jahren. Letztes Jahr warf die Kommission den Bettel hin. Die Auffassungen, was alles berücksichtigt und wie gewertet werden soll bei der Vermessung der Lebensqualität, gingen so weit auseinander, dass an ein verbindliches Papier nicht zu denken war. Die reale Parteipolitik hatte die hehre Absicht eingeholt. Hier die Anhänger eines möglichst uneingeschränkten Marktwachstums, dort die Streiter für eine ökologisch-nachhaltige, sozial-verträgliche Wirtschaftspolitik. Sie fanden nicht zusammen. Zu verschieden die Ansichten, was schliesslich dem einzelnen Menschen, aber auch der Gesellschaft zu einer verbesserten Lebensqualität verhelfen könnte.

Ganz überraschend war das Scheitern nicht. «Lebensqualität» ist kein präzise definierter Begriff. Und seit er vor bald fünfzig

Jahren Eingang ins politische Vokabular fand, wird darum gestritten, wie er mit Inhalt zu füllen ist.

Der moderne Begriff «Lebensqualität» ist noch jung

Tatsächlich war «Lebensqualität», ohne dass man den Begriff gebrauchte, über Jahrhunderte gleichbedeutend mit Wachstum, Innovation, technischem Fortschritt. Entdeckungen, Erkenntnisse und Erfindungen – von der Zähmung des Feuers über die Erfindung des Rades bis zur Konstruktion der Zentralheizung – sicherten das Überleben, mehrten den Wohlstand und brachten mannigfaltige Annehmlichkeiten. Allerdings längst nicht für alle. In allen Gesellschaften der Vergangenheit gab es unterschiedliche soziale Schichten. Aber in den zumeist feudalen Systemen nahmen die Menschen als Schicksal hin, welche Rolle ihnen zugedacht war. Also war selbstverständlich, dass «Lebensqualität» – Wachstum, Innovation, technischer Fortschritt – zuerst den Bessergestellten zustand.

Erst die modernen Demokratien erlaubten es auch Menschen aus weniger privilegierten Schichten, für sich und Seinesgleichen «Lebensqualität» einzufordern. Das beschränkte sich in den Industriegesellschaften des 19. und 20. Jahrhunderts auf einen gerechten Lohn für Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer, auf humane Arbeitszeiten, auf ein Dach über dem Kopf und später auf soziale Sicherheiten

(Krankenkasse, Altersversicherung, Arbeitslosenversicherung) und auf bezahlte Ferien und Feiertage. So lange diese Forderungen mit Wachstum und Fortschritt vereinbar waren, gab es eine Auseinandersetzung um Lebensqualität, wie wir sie heute verstehen, nicht.

Es ist kein Zufall, dass der moderne Begriff von «Lebensqualität» just zu einer Zeit Eingang in den politischen Alltag fand, als erstmals über die Grenzen des Wachstums und die Auswir-

Jahrhunderte lang war Lebensqualität gleichbedeutend mit Wachstum und Fortschritt.

kungen des Fortschritts auf Umwelt und Rohstoffressourcen diskutiert wurde. In seinem wegweisenden Bericht machte der Club of Rome 1972 die Industriestaaten erstmals darauf aufmerksam, dass ihr Handeln globale Auswirkungen hat, die den Horizont einer einzelnen Generation weit überschreiten. Nun erreichten neue Themen die Politik: Ausbeutung und Zerstörung der Natur, Bevölkerungswachstum, ungerechte Verteilung von materiellen und immateriellen Gütern. Neue politische Bewegungen (Die Grünen) nahmen diese Themen auf und mahnten die Wachstumsvertreter, ihre Verantwortung gegenüber Umwelt und künftigen Generationen wahrzunehmen. Der Begriff «Lebensqualität» wurde neu zum Kampfbegriff gegen den fahrlässigen Umgang mit der Natur, mit gefährlichen Energieträgern (Atomkraft), mit neuen Entdeckungen (Medizin, Biologie etc.). «Lebensqualität» definierte sich nun als angstfreies Leben, das auch für die Kinder und Kindeskiner lebenswert ist.

Bemerkenswerte Karriere eines Begriffs

Seither sind über vierzig Jahre vergangen. Wie jeder Begriff, der nicht genau definiert und mehrdeutig anwendbar ist, hat «Lebensqualität» eine bemerkenswerte Karriere gemacht. Man trifft ihn heute in den Prospekten für Wellness-Hotels an, Immobilienhändler werben damit für ihre Neubauten, Innen-einrichter preisen ihre Möbel als «Gewinn an Lebensqualität» an. «Lebensqualität» ist zum Synonym für ganz persönlich-privates Wohlbefinden geworden. In einer Gesellschaft der Ich-Optimierer keine ganz überraschende Entwicklung. Doch damit beisst sich die Katze auch in den Schwanz. Denn eine Gesellschaft von Ich-Optimierern schafft neben Gewinnern zwangsläufig Verlierer. Der Gewinn von Lebensqualität des einen ist der Verlust von Lebensqualität des anderen. Das fällt freilich statistisch nicht auf. Denn das Plus auf der einen ergibt mit dem Minus auf der anderen Seite einen ausgeglichenen Durchschnitt.

Gerade darum reklamieren moderne Wohlfahrtsforscher, die Lebensqualität in Gesellschaften nicht mehr mit BIP-Durchschnittswerten anzugeben, sondern die soziale Wohlfahrt, die Verteilung der Ressourcen, den Zugang zu Bildung und Gesundheitsversorgung und ökologische Nachhaltigkeit mitzuberücksichtigen. Lebensqualität habe neben dem individuellen (bin ich zufrieden mit meinem Leben?) auch einen kollektiven Aspekt (lebe ich in einer Gesellschaft, die auf Gerechtigkeit, Gleichberechtigung und Ausgleich aufbaut?). Das gelte es zu berücksichtigen. Ehrenamtliche Arbeit etwa ist am BIP nicht ablesbar, ist aber für eine Gesellschaft sehr wichtig.

Tatsächlich hat nicht zuletzt das Gebaren der (Gross-)Banken, die waghalsigen Finanzspekulationen und die Superboni der Investmentbanker, die Menschen auch im kapitalistischen Westen hellhöriger gemacht. «Empört Euch!» ist zum Kampfbegriff geworden. Empört Euch über die Raffgier, empört Euch über die ungerechtfertigten Belohnungen, empört Euch über die Unterordnung aller politischen und gesellschaftlichen Ak-

tivitäten unter das Diktat der Ökonomie! Die britischen Gesundheitswissenschaftler Richard Wilkinson und Kate Pickett, die nach den Zusammenhängen von Wohlstand, Gleichheit und Glück forschen (Buchtitel: «Gleichheit ist Glück: Warum gerechte Gesellschaften für alle besser sind»), geben den Empörten recht: In gleicheren Gesellschaften seien mehr Menschen mit ihrem Leben zufriedener als in ungleichen. Länder wie die USA seien selbst in Boomzeiten kein Modell einer guten Gesell-

schaft. Das liege an der ungerechten Einkommensverteilung. Starke Ungleichheit belastet die Armen in reichen Gesellschaften nicht nur, weil sie wenig haben. Ebenso entscheidend ist, dass sie weniger als die anderen haben. Dabei zählen zum Weniger auch immaterielle Werte: eine schlechtere Gesundheit, weniger Bildung oder das Gefühl, nicht dazuzugehören.

Die Globalisierung hat die Tendenz verstärkt, politische Entscheide dem marktwirtschaftlichen Wettbewerb unterzuordnen. Fast jede Massnahme ist erlaubt, um wettbewerbsfähig zu bleiben. Zuweilen muss der Druck nicht einmal aus dem Ausland kommen. In der Schweiz führt der interkantonale Steuerwettbewerb dazu, dass bei den Schulen Sparpakete geschnürt werden müssen. Und Politikerinnen und Politiker denken laut darüber nach, ob gewisse Studiengänge an den Universitäten und an den Fachhochschulen nicht mehr angeboten werden sollen, weil sie für die Wirtschaft ohne Belang und damit für das BIP unwesentlich sind. Ob eine Gesellschaft, die den Homo oeconomicus zur Leitfigur macht, die Menschen allerdings glücklicher macht, ist fraglich. Ein Wohlstandsmodell jedenfalls, das vor allem auf hohe Spekulationsgewinne an den Börsen baut, wird inzwischen von vielen als nicht mehr zukunftsträchtig angesehen.

Glaube an Selbstheilungskräfte der Märkte schwindet

Tatsächlich bestätigte eine Umfrage in Deutschland vor zwei Jahren, dass zwei von drei Befragten den Selbstheilungskräften der Märkte nicht mehr trauen. Der Kapitalismus sorge weder für einen «sozialen Ausgleich in der Gesellschaft» noch für den «Schutz der Umwelt» oder einen «sorgfältigen Umgang mit den Ressourcen». Das Volk sei gar nicht so stark an kurzfristigen Zielen interessiert, kommentierte die umfrageerhebende Bertelsmann Stiftung. «Nachhaltigkeit, Umwelt und Soziales liegen vielen Bürgern mehr am Herzen, als Politiker glauben.» Entsprechende aktuelle Befragungen in der Schweiz fehlen.

Der Trend dürfte indes in eine ähnliche Richtung gehen. Grundsätzlich wird auch in unserem Land eine Mehrheit Wirtschaftswachstum zwar als wichtig einstufen. Aber daran, dass Wirtschaftswachstum die eigene Lebensqualität steigere, glauben immer weniger. Die deutsche Umfrage zeigt, dass für die Menschen anderes als «Geld und Besitz zu sichern und zu mehren» für die Lebensqualität wichtig ist: Ganz oben steht die «Gesundheit», es folgen die «Zufriedenheit mit der persönlichen Lebenssituation» und der «Schutz der Umwelt». Die Forderung, die daraus abzuleiten ist: Reden wir darüber, was notwendig ist, damit möglichst viele Menschen ein gutes und sicheres Leben führen können. ●

**Heute bieten
auch Wellness-
Hotels und
Immobilienmakler
«Lebensqualität» an.**

**Gesund zu leben
ist den Menschen
heute wichtiger,
als Geld und Besitz
zu mehren.**
